



Wohnen umgeben von Freunden

Zahlreiche Studenten bevorzugen als Unterkunft am Studienort moderne Studentenheime. Eine Kurzvisite in einem Stuwo-Studentenheim gibt Einblicke in das Leben im Akademiker-Hort zwischen geselligem Studentenleben, Lernkartause und permanentem Budgetmangel.

Michael Liebming

„Was geht mir hier ab?“, fragt Thomas Schmid unverblümt. Der 24-jährige Vorarlberger studiert Umwelt- und Bioressourcenmanagement in Wien und wohnt in einem der fünf Studentenwohnbau-Heime (Stuwo). Mit seinem Einzug in das Gebäude in der Spengergasse 27, das erst im Oktober 2007 seine Pforten öffnete, setzt er eine Familientradition fort. Schließlich wohnte bereits sein Vater Jahrzehnte zuvor ebenfalls in einem Wiener Studentenheim, auch wenn dieser die Wahl der Unterkunft seines Sohnes vorerst mit einiger Skepsis betrachtete. „Ich bin gern unter Leuten. Hier gehe ich in die Gemeinschaftsküche und kann Studenten aus fremden Ländern kennenlernen oder treffe Studierende verschiedenster Studienrichtungen von anderen Universitäten“, hebt der Jungakademiker das gesellige Zusammenleben hervor. Mit Semesterbeginn startet er nunmehr sein drittes Jahr im Studentenheim, in dem er auch schon als Studentenvertreter agierte. „Ich würde versandeln, wenn ich eine eigene Wohnung hätte.“

Laut letzter Volkszählung der Statistik Austria im Jahr 2001 leben in Österreich 6758 Personen in Internaten, Schüler- und in großer Mehrheit in Studentenheimen – Tendenz steigend. Im zehnjährigen Rhythmus nimmt die Anzahl der Alumnus um jeweils 20 bis 30 Prozent zu. „Unsere 297 Betten sind komplett voll, wir sind sozusagen ausgebucht“, erklärt die in der Verwaltung tätige Rebecca Schaundegl (40). Ihre Empfehlung: rechtzeitig anmelden. „Pro Semester werden nur rund 30 bis 35 Zimmer frei. Wir haben bereits jetzt Anmeldungen für das Studienjahr 2011/2012.“

Die Motive, die für die Entscheidung Studentenheim sprachen, sind mannigfaltig. Von der letzten Möglichkeit, die vor der Obdachlosigkeit bewahrte, weil rechtzeitig keine passende Wohnung gefunden wurde, über die Angst vor Vereinsamung bis hin



Eher die Ausnahme: ein 1820 erbautes Gartenhaus in Osnabrück als Deutschlands kleinstes Studentenwohnheim mit nur einem Bewohner. Foto: DPA/Gensch

zur bequemsten Lösung reichen spontane Antworten. Eltern waren in den seltensten Fällen der Antrieb, eher schon die neuerwertig moderne Ausstattung.

Modernste Ausstattung

Trotzdem wirken die Zimmer spartanisch eingerichtet. Den Lernplatz markiert eine über die Zimmerbreite gehende Schreibtischplatte vor dem Fenster, davor misst ein an der Wand stehendes Bett beinahe die komplette Zimmerlänge aus. Ein Wandregal, ein Kühlschrank und ein Kasten runden den Wohnstandard ab. Obwohl einzelne Studenten versuchen, mit kleineren Wohnaccessoires wie geklebten Blumenmustern an den Wänden, Kleinpflanzen oder zum Relaxen einladenden Sitzsäcken ein wenig Wohnlichkeit zu verbreiten, kommt ähnlich wie in Hotelzimmern nie das Gefühl auf, dass hier jemand ein richtiges Zuhause besitzt.

Spätestens mit Studienende müssen die Alumnus ihr zehn Quadratmeter großes Zimmer verlassen, bei fehlendem Lern-erfolg manchmal bereits vor-

zeitig. Letztlich entscheidet die positive Leistungserbringung mittels Studienbestätigung und vorzulegendem Sammelzeugnis beim Unterzeichnen des Verlängerungsvertrages über den weiteren Verbleib.

Der Alltag im Studentenheim pendelt zwischen Rückzug in die Lernkartause und Präsenz in den Stockwerksgemeinschaftsräumen. De facto heißt der beste Freund Budgetmangel. Die meist von den Eltern eingebrachten finanziellen Zuwendungen müssen die gesamten Ausgaben abdecken. Der Einzelzimmerpreis beträgt 321 Euro, beinhaltet aber bereits Möblierung, Heizung, Strom, Warmwasseraufbereitung, wöchentliche Zimmerreinigung, Kabel-TV-Gebühren, Internet-Anschluss und bei Bedarf auch Bettzeug. Bei einigen hat es den Anschein, dass sie wie der Protagonist in Georges Perecs Roman *Ein Mann der schläft* über ihre täglichen Spesen Buch führen. Ein Päckchen Zigaretten, ein Mittagessen, ein Kinobesuch, eine Tasse Kaffee, eine Zeitung, das Ticket für die

öffentlichen Verkehrsmittel, ein Duschgel, eine Zahnpasta, eventuell noch eine Tasse Kaffee, der monatliche Finanzbedarf summiert sich beständig. „Hier habe ich wenigstens den Luxus, dass Sauna und Fitnessraum im Haus sind, womit ich mir etwas spare“, rechnet Thomas Schmid vor.

Jahrelange Heimkarriere

Im Studentenheim gibt es kein morgendliches, minutenlanges Weckerläuten durch die Sprechanlage, keine aufgeschraubten Zuckerspender im Speisesaal und keine Pubertierenden, die ihre Lausbubentreiche gegen die Heimleitung richten. Hier fehlt es nicht an Intimität aufgrund von Mehrbettzimmern, und es gibt keine früh versperrten Eingangstüren. Sehr wohl gibt es lange Anreisezeiten mit kurzen Wochenendvisiten im kilometerweit entfernten Elternhaus.

„Der Unterschied zwischen Schüler- und Studentenheim liegt darin, dass ich dort was zu essen bekam“, analysiert Lee Sangwha (23). Der Student für

Wirtschaftsrecht kam als Zehnjähriger von Südkorea nach Tirol, um seine Schulzeit acht Jahre lang in einem Sechs-Personen-Zimmer zu verbringen. Heutzutage genießt er seinen persönlichen Luxus eines Einzelzimmers, zumal er bis spät nachts um zwei Uhr lernen kann, ohne auf Kollegen Rücksicht nehmen zu müssen. „Und mittlerweile habe ich auch jemanden gefunden, der für mich kocht“, meint er lapidar in einem Nachsatz.

Gemeinschaft Familienersatz

„Viele, die aus dem Hotel Mama mit 18 Jahren hierherkommen, sind teilweise sehr hilflos“, meint Rebecca Schaundegl. Sie selbst sieht sie als eine Art Mutterersatz, um mit einem breiten Grinsen hinzuzufügen: „Da tu ich mir leicht, weil ich selber zwei Kinder habe.“

„Ich sehe Studieren sehr wohl als Möglichkeit, woanders hinzukommen“, meint die Münchnerin Katrin Vos. Da die an der Technischen Universität Inskribierte (Wirtschaftsingenieurwesen/Maschinenbau) von den Alternativen Darmstadt, Aachen oder Karlsruhe wenig angetan war, zog es sie nach Wien, wo auch ihre Großeltern wohnen. „Ich wollte mich nicht selber einschränken, beispielsweise beim Nachhausekommen oder Musikhören. Im Studentenheim vermeide ich diesen programmierten Generationskonflikt.“

Und so sucht die 21-Jährige den Familienersatz in den Zimmern nebenan, um manchmal abends gemeinsam fernzusehen, auch wenn die Publizistikstudentin Lisa Schönbauer (22) kritisch anmerkt: „Irgendwie sind wir asozial. Wir hängen nur mehr hier im Haus auf der Dachterrasse rum.“ In der Spengergasse findet der von der Trendforscherin Faith Popcorn geprägte Begriff „Cocooning“ seine neue Bedeutung: wenn sich nämlich ganze Gruppen ein Lebensgefühl teilen und sich aus der Öffentlichkeit komplett ins häusliche Privatleben zurückziehen.